



Wozu Religion? – Mystik und Verantwortung

Eugen Drewermann

Vortrag bei der Herbsttagung der Internationalen Erich-Fromm-Gesellschaft und des Niels-Stensen-Hauses über „Mystik und gesellschaftliche Verantwortung. Der spirituelle Kern der Weltreligionen“ in Lilienthal bei Bremen vom 27. bis 20. Oktober 2006. - Erstveröffentlichung in: *Fromm Forum* (Deutsche Ausgabe - ISBN 1437-0956) 11 / 2007, Tübingen (Selbstverlag) 2007, S. 38-48. - Vom Verfasser autorisiertes Transkript des Mitschnitts eines frei gehaltenen Vortrags. Das Transkript besorgte Klaus Widerström.

Copyright © 2007 and 2011 by Professor Dr. Eugen Drewermann, Paderwall 7, D-33102 Paderborn.

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

ganz herzlich danke ich für diese freundliche Einladung sowie für Ihr übergroßes Interesse an einem Thema, das wichtiger kaum sein könnte. Wer das Wort „Mystik“ ausspricht, vermeint damit etwas die Augen Schließendes, nach innenwärts Gerichtetes zu sagen. Also etwas, das schon, weil auf das Individuum hingehend, für die Veränderung der Gesellschaft eher neutralisierend, wenn nicht völlig gleichgültig erscheinen muss. Es gibt diese Art von Mystik. Ich selber habe lange Jahre schwer Zugang gefunden etwa zu den Zen-buddhistischen Meditationsübungen des Grafen Dürkheim, einfach, weil er erklärte, wie er dazu gefunden habe. In den Materialschlachten dessen, was wir heute als den Ersten Weltkrieg bezeichnen, inmitten des ständigen grässlichen Sterbens, habe er „die Tiefe der inneren Ruhe wie in der buddhistischen Mystik“ kennen und seither vermitteln wollen. Ich hätte mehr gehofft: Dass man nicht ruhig wird trotz allen Grauens, sondern aufsteht, gegen all das Grauen; irgendein Wort nach der Art von Romain Rolland, Henri Barbusse, Stefan Zweig. Es kam aber nicht aus dem Munde dieses Mystikers, und daran stieß ich mich.

Würden wir, statt von „mystisch“ zu sprechen, das Wort „prophetisch“ einsetzen, hätten wir vielleicht in unserem Kulturraum einen leichteren, weniger missverständlichen Zugang. Freilich müssten wir die Geburtsstunde der Mystik dann auf biblischem Hintergrund ins sechste vor-

christliche Jahrhundert verlegen. Sie haben einen Propheten vor Augen: den Priestersohn aus Anathoth, Jirmejahu, der daran glaubt, wie die Schriftgelehrten seiner Tage immer wieder ihm versicherten, Gott habe einen Bund geschlossen mit Israel, stehe auf der Seite seines Volkes. Aber nun habe Israel die Vereinbarung gebrochen, die Gesetze nicht gehalten und deswegen verdient, dass mit dem Aufzug der Militärmaschinerie von Assur und Babylon im Osten es dahingegeben wird der Plünderung und Zerstörung. Jeremia scheint dieser Prozess unvermeidbar. Er fordert sogar dazu auf, man solle endlich beten für König Nebukadnezar, damit er gründlich Jerusalem zermalmt, damit der ganze Wahnsinn, die ganze Lüge, der Selbstbetrug, endlich ein Ende habe. Aber dann ist es soweit: Es gibt kein Jerusalem mehr; die Oberschicht ist deportiert in zwei Wellen, das Heiligtum Gottes liegt darnieder.

In dieser Stunde ahnt Jeremia, dass die ganze Konzeption der Theologie der Bibel an ihr Ende gekommen ist. Gott selber ist ans Ende gekommen. Eine Logik, die alle Ethik zur Grundlage und zur Folge hat. Der Mensch ist frei, er kann tun, was er will. Und wenn er Böses tut, gehört er bestraft, wenn er Gutes tut, gehört er belohnt. Das ist Moral. Auch die zehn Gebote haben im Grunde nichts anderes gesagt. Nun *hat* Gott gestraft, so dass, im Bilde gesprochen, an seinem Sohn Israel kein Quadratzentimeter Haut noch zu verprügeln wäre. Es gibt keine Stelle ohne Wunde. Die ganze Strafe: Exekution. Die Pädagogik der Gerechtigkeit hat sich als absurd



FROMM-Online

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.

Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

erwiesen. Gott selber muss im Scheitern an seinem eigenen Volk ein Neues lernen, ein ganz Anderes beginnen. Und da dämmert im 31. Kapitel des Buches Jeremia, diesem vielleicht größten aller Propheten, der Gedanke eines Neuen Bundes. Gottes Worte werden nicht mehr geschrieben auf Stein, sondern ins Herz jedes Menschen. Da wird es kommen, erklärt Jeremia, dass Gott redet aus dem Munde der Magd in der Küche, aus der Hand des spielenden Kindes im Hof, und niemand mehr steht da und sagt: Ich erkläre dir Gott! Es ist das Ende des Versuchs auch nur, den Menschen zu züchtigen, damit er sich bessere. Alles Äußere muss weggenommen werden und sich ins Innere des Herzens des Menschen verlegen, und nur noch eine Barmherzigkeit der Vergebung wird den Menschen begleiten.

Wenn wir das Wort vom Neuen Bund hören, identifizieren wir es leichthin gern mit der Bewegung des Christentums. Tatsächlich, im 16. Kapitel des Matthäus-Evangeliums, als Jesus seine Jünger fragt: „Für wen halten die Menschen den Menschensohn?“, antworten sie – spezifisch bei Matthäus, geändert zur Vorlage des Markus – auch damit: „Sie sagen, du seiest ein wiederkommener Jeremia.“ Da ist was dran, denn die ganze Erfahrung des Mannes aus Nazareth gründet in einer bestimmten Form der Innerlichkeit, die ich am allereinfachsten umschreiben möchte als eine quasi-therapeutische Grundhaltung. Erich Fromm hat gemeint, Jesus habe die patriarchalisch verfasste Religiosität seiner Zeit ins Matriachale übersetzen wollen, umformen, revolutionieren wollen. Auch so kann man es ausdrücken. Es geht um etwas ganz einfaches: Alle bürgerliche Moral, alle Gesetzesreligionen wie das Judentum, aus welchem Jesus kommt, wie der Islam, der sich darauf beruft, die gesamte abendländische Ethik appellieren an die Fähigkeit des Menschen, in Freiheit über sich zu bestimmen. Aber existiert diese Freiheit wirklich? Vor allem: Wenn es sie gäbe, begriffe man damit irgendetwas von der Not der Menschen, die mit den Gesetzen brechen und dadurch zu Verbrechen werden?

Vor einer Weile sagte mir eine Frau einmal, als sie wieder in der Zeitung las, was Übles geschehen war - ein Siebzehnjähriger hatte ein

Mädchen auf der Schultoilette missbraucht -: „Hoffentlich kommen jetzt nicht wieder die Psychologen, Pädagogen, Therapeuten, die ganzen Schwätzer, und erklären, dass er gar keine Chance hatte; er musste sich so verhalten. Der Kerl gehört bestraft. Menschen sind keine Tiere“, und so ging es. Und man konnte sehr verstehen, was sie meinte, in Sorge auch um ihre eigene Tochter. Zwei Tage später stand in derselben Zeitung, dass dieser Siebzehnjährige das Kind eines Alkoholikers war. Der Junge hatte seit Kindertagen erleben müssen, dass der Vater seine Frau, die Mutter dieses Jungen, auf eine Art behandelte, die mit jeder Form von Drangsal, aber mit keiner Art von Liebe etwas zu tun hatte. Dieser Mann war das Orientierungsvorbild für die Männlichkeitsphantasien seines Jungen. Wie denn anders?

Der Unterschied ist deutlich: Bleiben wir in der Moral, können wir so einfach über Menschen den Stab brechen. Wir müssen nur sehen, was sie getan haben. Wir schauen auf ihre Hände, die blutig geworden sind, und dann wissen wir, welche Maßnahme zu ergreifen ist nach der Formel der Gerechtigkeit. Wie aber, wenn das gar nicht stimmt, weil es viel zu oberflächlich, viel zu äußerlich ist? Um so über Menschen zu denken, brauchen wir uns selber nie infrage zu stellen. Wir haben überhaupt nicht die Notwendigkeit, uns auch nur die Frage vorzulegen, wer denn der andere als Person, als Mensch, überhaupt sei. Der Täter verschwindet hinter seiner Tat. Und nur die tritt in unser Beurteilungsschema ein. Eine persönliche Auseinandersetzung ist nicht nötig. Wir sind gut, weil wir erfüllt sind mit Abscheu. Und mehr zum Selbstbeweis des Richtigen scheint kaum erforderlich. Erschütternd aber wird es, wenn wir verstehen, dass da, wo sich der andere befindet, bei einer etwas veränderten Ausgangslage, auch wir hätten angesiedelt sein können.

Wie geht man auf einen Menschen zu, der vielleicht mit siebzehn Jahren noch nicht einmal begreift, was für eine Untat er begangen hat, dem die Gefühle einfach fehlen, um herauszuspüren, wie weit er menschlich abgewichen ist von dem, was man als „menschlich“ bezeichnen sollte. Alles müsste man zurückentwickeln. Alles müsste überhaupt erst beginnen. Wir hätten statt der



FROMM-Online

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.

Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

Ethik und ihrer klaren Satzung eine Herausforderung an uns selber. Wir würden bei einem geringfügigen Moment der veränderten Sichtweise auf die menschliche Realität verstehen, dass, je schwerer ein Verbrechen wirkt, es desto sicherer den Schrei nach einer Hilfe artikuliert und die Sehnsucht nach einer Liebe offenbar macht, die so noch nie erfahren wurde. Statt über den Verbrecher hinwegzugehen, sähen wir plötzlich Zusammenhänge zwischen uns und ihm. Er würde uns zur Aufgabe. Er bildete die Infragestellung dessen, was wir selber sind.

Was, werden Sie sagen, hat das noch mit Jeremia zu tun oder mit Jesus? Alles im Grunde. Die ganze Botschaft des Mannes aus Nazareth können Sie in keinem anderen Punkte besser konzentriert finden, als indem er nicht länger hinnehmen mochte, dass wir im Namen Gottes, im Namen des Gesetzes, eine Maschinerie zur Herstellung von Stacheldraht entwerfen, die dazu bestimmt ist, die Guten von den Bösen zu trennen, die Richtigen von den Falschen, die Ordentlichen von den Unordentlichen, die Anständigen von den Unanständigen, die Bürgerlichen von den Gestrandeten. Und wir richten eine Burg ein; ungefähr so, wie den 1200 km langen Zaun zwischen den USA und Mexiko. „Hier wohnen, die verdienen, dass sie leben; dort mögen jene bleiben, wo immer sie sind. Nicht bei uns!“ Dieses Abtrennungswerk hat vielfältige Seiten. Die Moral kann am schlimmsten Menschen auseinander reißen: die schuldig Gewordenen, die Verlorenen.

Es gibt eine Stelle im Neuen Testament, die die ganze Mystik – wage ich zu sagen – die Sicht des Mannes aus Nazareth auf uns, die Menschen, am meisten konzentriert wiedergibt: Man fragt den Mann aus Nazareth, warum er es offensichtlich aus Überzeugung immer mit den Falschen hält. Nicht mit den Gesetzesfrommen, den ordentlichen Juden, den Tempelbesuchern, den Gottesfürchtigen, sondern ständig in Galiläa mit Huren, Zöllnern, Sündern, mit dem ganzen Gesocks sich gemein macht; buchstäblich, er holt sie an einen Tisch, er wagt es zu erklären, dass ausgerechnet diese etwas zu sagen hätten, das den Frommen zur Lektion noch bevorstehe. Eine Frechheit im Ganzen! Statt Partei zu nehmen endlich für die Richtigen, hält er es dauernd mit den Verkehrten. Und erfindet sich einen Gott,

der statt dazwischen zu fahren und für Recht und Ordnung zu sorgen, offensichtlich barmherzig ist, weich, nachgiebig, verständig, kurz: vollkommen unbrauchbar zur Stabilisierung von Law and Order.

Jesus, angeklagt genau dieser seiner Praxis wegen, erfindet Gleichnisse. Zum Beispiel im 15. Kapitel des Lukas-Evangeliums. Er müsse doch so tun; Gott könne - so sein Gedanke - doch nicht Menschen geschaffen haben, die ihm verloren gehen könnten. Zugegeben, unter uns ist das so häufig der Fall, dass wir nicht mehr weiter wissen; unsere Arme sind nicht stark genug, einen anderen zu halten; unsere Hände nicht sanft genug, einen anderen zu beruhigen; unsere Worte nicht milde genug, einen anderen einzuladen. Überall spüren wir unsere Grenzen, und es entgleiten uns Menschen schon deshalb, weil wir den Fehler begehen - aus Müdigkeit, mangelndem Interesse, Ohnmacht, Unverständnis, an genau der Stelle zu fehlen, wo wir am meisten gebraucht würden. Aber bei Gott darf es so doch nicht sein, meint Jesus.

Es ist doch nicht denkbar, dass Gott ein Mensch verloren geht, oder umgekehrt Gott einen Menschen verloren gibt. Gott wird jedem nachgehen, in der Seele eines jeden Menschen sich vernehmbar machen. Und also haben doch auch wir gar keine andere Möglichkeit, als so zu tun. Jesus erzählt die Geschichte vom verlorenen Schaf, dem der Hirte, den ganzen Tagesweg zurücklegend, suchend nachgeht, bis er es findet. Immer noch könnten dann die Ordentlichen denken, dass er jetzt mit dem Hirtenstab rangehe, dem Tier Beine zu machen und es möglichst rasch vor sich her treibend zur Hürde zurückzubringen. Jesus kennt uns Menschen sehr viel besser. Das Schaf wird am Abend nach all seiner Angst und Ausgesetztheit entkräftet am Boden liegen. Es kann nicht einmal mehr laufen. Man wird es tragen müssen den ganzen Weg, auf den Armen und den Schultern. Übersetzen Sie sich das auf den Umgang mit Menschen, begreifen Sie, dass das Neue Testament, der Neue Bund, die Perspektive, die Jeremia im sechsten vorchristlichen Jahrhundert erfindet, eine Umkehrung, eine Revolution in allem bedeutet!

Wie viel Geduld braucht es, einen Verlorenen zurückzutragen? Das deutsche Wort ist an dieser Stelle so dicht, wie das hebräische *abad*;



‘*adad* = „umherirren; vereinzeln; verloren gehen“ ist soviel wie Untergang; *abaddon* ist der Abgrund, der sich öffnet in das reine Nichts hinein. Verlorenheit ist im Deutschen genau so viel. Es gibt eigentlich nichts mehr. Es ist der Zustand eines Menschen, der sich verirrt hat, und aus eigenen Mitteln heraus nicht die geringste Möglichkeit mehr besitzt, aufzuschließen zu den anderen. Er ist am Ende. Was Jesus andeutet, ist ein Paradox: Dass je schlimmer das sein mag, was Menschen tun, es desto sicherer in diese Zone der Verlorenheit hineinführt. Ganz einfach ist es, die Menschen da zu lassen und zu erklären, sie haben es sich selbst eingebrockt, sie sind es selbst in Schuld. Was geht es uns an? Aber, wenn es gilt, dass Gott niemanden verloren gibt, wie erst müssten dann wir Menschen handeln, um dieser Grundlage unseres eigenen Lebens zu entsprechen?

Es ist der Punkt, an dem ich mit Erich Fromm das Christentum tatsächlich eine matriachale Gesellschaftsideologie, -konzeption, -konstruktion nennen könnte. Denn vielleicht sind die Frauen hier im Saale am ehesten geneigt, dieser Wandlung der Perspektive zu folgen. Eher vielleicht, als wir Männer. Nehmen Sie eine Frau, die ein Kind hat, fünfjährig, das beginnt, das Geschwisterchen, drei Jahre alt, zu drangsalieren, es an den Haaren zieht, tritt oder beißt, stößt. Dann kann man auf den Tisch des Hauses schlagen und dem Jungen sagen: „Du hörst auf damit, sonst setzt es etwas!“. Und wenn es so weiter geht, ist man schon unter moralischem Zwang, den drohenden Worten Taten folgen zu lassen.

Eine Mutter wird sich in aller Regel, selbst wenn sie jener Art von Jeremia-Pädagogik nicht ohne weiteres zustimmen mag, dennoch die Frage vorlegen, ob in ihrem Jungen nicht etwas ganz anderes stattfindet. Wie weit trägt sie selbst – die Mutter - dazu bei? Ist sie so eindeutig in der Zuwendung zu dem Jungen? Was spielt sich zwischen ihr und ihrem Manne ab? Vor allem vielleicht: Was bedeutet die Tatsache, dass der Junge gerade zwei Jahre alt war, als sein Geschwisterchen geboren wurde? Sie musste plötzlich sich um dieses Mädchen, das zur Welt kam, schon weil es krank geboren wurde, viel mehr kümmern, als um den Jungen bisher. Was ist da passiert? Kurz: Die Mutter wird die Untaten ih-

res Jungen begreifen als eine Frage, als Symbolsprache für einen Konflikt, der in verbaler Äußerung sich so nicht mitzuteilen vermag. Und sie wird auf die Suche gehen, die Gründe zu finden, die sich dahinter verbergen.

Wann hören Menschen auf, fünf Jahre alt zu sein? Mit achtzehn ist die Myelinisierung der Axone, vor allem im präfrontalen Cortex, soweit vorangeschritten – lehren uns die Neurologen –, dass wir mit Recht Achtzehnjährige für mündig erklären können. Aber, was werden sie im präfrontalen Cortex für Gedanken hegen, je nach ihrer eigenen Biographie? Mit welchen Gefühlen sind sie dann seit Kindertagen ausgestattet? Und wie werden sie die neu gewonnene Fähigkeit zur „Selbstkontrolle“ über sich selber gebrauchen?

Von der Freiheit eines Christenmenschen schrieb Martin Luther einmal, 1520, und stellte das ganze Problem in eine einfache, nur wenige Sätze umfassende Darstellung: Wenn du gute Werke willst, schreibt er da sinngemäß, musst du auf die Person schauen. Denn die Gesetze sagen dir nur, was du tun sollst, geben dir aber nicht die Kraft dazu.¹ Klarer kann man es nicht sagen. Sie werden alles, was man unter Theologen seit einem halben Jahrtausend zum Thema Gnadentehre, Rechtfertigungslehre, sogar so diskutiert hat, dass sich die Konfessionen darüber zerstritten haben, kaum leichter ausgedrückt finden. Es läuft darauf hinaus, dass ein Mensch nur gut sein kann aufgrund der Güte, die er bedingungslos erfahren hat. Nicht mehr, nicht weniger.

Die Güte, die Zuwendung, ist die einzige Sprache, die unser Herz wirklich versteht. Sie mögen gegen den Winter und die Kälte ankämpfen mit Hacke und Schaufel. Sie werden doch das gefrorene Material nur umlagern von der einen Straßenseite auf die andere. Für den Durchgangsverkehr vielleicht hilfreich; sie werden nichts getan haben, um den Winter zu beseitigen. Alles, was Jesus im Neuen Testament

¹ Vgl. M. Luther, *Von der Freiheit eines Christenmenschen*, Abs. 23: „...die guten Werke folgen aus der rechtschaffenen guten Person und gehen aus ihr hervor.“ Sowie Abs. 8: „Die Gebote lehren und schreiben uns verschiedene gute Werke vor, aber damit sind sie noch nicht geschehen. Sie weisen wohl an, sie helfen aber nicht, lehren, was man tun soll, geben aber keine Kraft dazu.“



FROMM-Online

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.

Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

versucht, ist, ein Atemwind des beginnenden Frühlings über die Eisfelder zu schicken. Gefährlich für alle die Ordnung Liebenden. Bis dahin war die Welt so fest, der Boden so rein und so klar. Nun, wenn es zu tauen beginnt, tritt das Wasser über die Ufer, werden die klar begehbaren Wanderwege morastig und schlammig, man kehrt mit beschmutzten Schuhen nach Hause. Man möchte etwas tun gegen die hereinbrechende Unordnung, und manche werden sich sehnen nach der klaren Kälte von einst. In Wirklichkeit ist dieses Überhandnehmen der Wärme der Beginn für blühendes Leben. Es ist der Einsturz von Gewohnheiten, wie wir sie alle kennen. Es ist der Anfang einer wirklichen Identität mit sich selber.

Vor vielen Jahren kam eine Ordensschwester zu mir, die - in ihrer eigenen Darstellung - groß geworden war in einem nicht endenden Winter. Es war irgendwann im Dezember, und an den Scheiben meines Zimmers waren Eisblumen gefroren. Die nutzte sie als Bild, sich selber mitzuteilen. Sie sagte: „Immer wenn ich hier komme, passiert etwas, das mir Angst macht.“ Und als ich sie erstaunt anschaute, weil sie sehr gerne kam und um jeden Termin förmlich rang und bettelte, sagte sie: „Es ist etwas Unheimliches. Sehen Sie dort die Eisblumen am Fenster: So bin doch ich! Seit Kindertagen wurde mir gesagt, wer ich zu sein habe, was ich tun muss. Und alles hatte seine Ordnung, sein Gefüge. Es sah aus wie ein richtiges Leben, aber es war von innen her kein wirklicher Impuls. Als ich dann eintrat ins Kloster, ging es so weiter. Eine vollkommen geregelte Ordnung seit mehr als zwanzig Jahren: Wann ich aufstehe, was ich tue, wann ich bete, wie ich bete, was ich esse, wie viel ich esse, wann ich schlafen gehe, wann ich mich ausruhe; alles ist von früh bis spät, tagaus, tagein geregelt. Alles ist ordentlich, aber es lebt nicht – so wenig, wie die Eisblumen am Fenster.“

Immer, wenn wir miteinander reden, ist es, wie wenn Sie darüber hauchen, und es fängt an sich aufzulösen. Alles zerrinnt. Die Struktur von einst existiert nicht mehr. Wer bin ich denn selber, wenn all das verloren geht? Begreifen Sie die Angst, die darin liegt? Ich bin doch gar nicht ich selber, und was wird aus mir werden, wenn alles sich auflöst? Ich könnte endlos weinen.“

Der einzige Trost, der ihr werden konnte, war, dass alle Tränen, die sie weinte, irgendwann beim Durchdringen der Erde Blumen hervorbringen würden in einer Schönheit, die wir nicht einmal zu ahnen vermögen. *Wirkliches* Leben! Die Eisblumen sind vorbei, die Zeit des gefrorenen Zustandes endgültig erledigt. Der Übergang ist so gefährlich, ein Verlust scheinbar von allem, was man war. Die Bedeutung im Kloster, das Ansehen der Mitschwester, das Lob der Vorgesetzten, die Tüchtigkeit, die sich bewährt durch ständigen Rapport mit den anderen, alle gruppendynamischen Prozesse, in denen die Festlegung, welche Rolle man zu spielen hat, völlig eindeutig war - all das soll vorbei gewesen sein? Es gibt keine größere Angst, meinen die Psychologen, als diejenige, das eigene Ich zu verlieren. Aber wenn sich zeigt, dass dieses eigene Ich von früher eine Fehlanpassung war, ein Gefrierzustand der Angst, muss man es wohl auflösen von innen her, um sich selber zu finden. Sie begreifen plötzlich, dass das Hören nach Innen nichts weiter bedeutet, als den Gehorsamsweg einer Individuation anzutreten, der freilich sich einzig ermöglicht durch eine Zugewandtheit, die verstehen möchte. Anderes im Grunde ist nicht nötig.

Wenn Sie im Neuen Testament Jesus Gleichnisse erzählen hören, wie das zum Beispiel vom verlorenen Schaf, geht es ja damit einher, eine Art Poesie des Herzens zu entwerfen, Bilder zu ersinnen, in denen Menschen selber sich ausgesprochen fühlen. Es geht nicht um eine Doktrin, nicht um eine Theologie. Es geht nicht um ein systematisches, dogmatisches Konzept. Es geht um die Verdichtung von Erfahrungen, die jedem möglich sind. Dichter sind von dieser Art. Sie laden ein, statt auszugrenzen. Sie werfen ihr Herz über die Zäune. Sie machen den Himmel so weit wie für die Vögel und die Wolken. Es gibt keine Grenze mehr unter den Menschen, es gibt nur noch Bedürftige.

Wenn wir an dieser Stelle das Wort „Gnade“ einsetzen würden, hätten wir einen semantischen Störfall zu gewärtigen, weil die kostbarsten Worte im Munde der Theologen leer geredet worden sind. Wer von Gnade hört, assoziiert augenblicklich die Missbrauchsgeschichte dieses Wortes entlang der Verfeierlichung von Fürs-



FROMM-Online

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.

Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

ten, Kardinälen, Kaisern und Päpsten. Sie alle sind – wir verstehen als Untertanen – eingesetzt durch Gottes Gnadentum, huldvoll müssen wir uns beugen vor ihnen, damit es von ihren Thronen herab träufelt, unverdientermaßen vielleicht denn doch zu uns, den Armseligen. Genau anders wäre Gnade zu begreifen.

Vor kurzem fragte eine Journalistengruppe einer evangelischen Zeitung, was denn aus dem Wort „Seele“ nun werde. Ich sagte, es ist aus dem Wort Seele so viel geworden, wie aus dem Wort Gnade: Man kann es nicht mehr brauchen. Aber, setzen wir es mal in die Negation, beginnt es sofort zu reden! Was meinen wir, wenn wir einen Menschen „seelenlos“ nennen? Sofort ist uns klar: Wir haben jemanden vor Augen, der nur noch funktioniert, wie eine Maschine, wie ein Roboter; jemanden, der den Atomkrieg, den Kalten Krieg machen wird ohne jede Gefühlsregung. Major Tibbets 1945: „Ich hab’ nur meine Pflicht getan.“ 100.000 Tote in wenigen Sekunden. Anfang der Sechziger hatte man die Ausbildung im Strategic Air Command mit Zwanzigjährigen, die beweisen mussten, dass bei einem Angriff auf Moskau oder Peking im Falle, dass 5 Millionen, 20 Millionen Menschen sterben würden, nicht eine Nacht lang irgendeinen Alptraum hätten. Das sind die Kerle, die uns die Freiheit retten sollten, die Demokratie bewahren sollten, die Menschlichkeit verbreiten sollten. Und George W. Bushs Vater, George der Ältere, erklärte 91 noch im Zusammenhang mit dem Golfkrieg, dass wir den Kalten Krieg gewonnen haben. Wir haben Grund, stolz zu sein. Wir haben durchgehalten, Nerven bewiesen; es hat uns alles nichts ausgemacht.

Es ist eine seelenlose Welt, und es ist eine gnadenlose Welt. Merkwürdigerweise gehen beide Worte, Seele und Gnade, in den gleichen Kern des Emotionalen, des menschlich Stimmgigen, des Gütigen, Warmherzigen, Barmherzigen. Eine gnadenlose Welt ist gerade das, was wir alltäglich erleben. Wie man übereinander hinweg geht ohne Bedauern. Wie man sich wechselseitig an die Wand stellt im Konkurrenzkampf. Wie man die Schwäche des andern sucht, um genau da hineinzustoßen. Er hat irgendetwas gesagt: Wie kann man das so drehen, dass es, aus dem Zusammenhang, für die nächste Wahlkampfrede als Material, als Munition, tauglich wird? Wie

kann man Lügen so lancieren, dass der andere fertig gemacht wird? All die Spiele sind uns so vertraut. Wir leben nicht nur *damit*, wir leben sogar *davon*. Wir sind Nekrophile, hätte Erich Fromm gesagt. Der Tod ist uns näher, als das Leben und die Wahrheit. Der Winter – die Normalität. Arno Gruen spricht geradewegs vom „Wahnsinn der Normalität“, und hat – leider – aus der laufenden Geschichte eine Fülle von Beispielen zur Analyse schon vor 30 Jahren vorgetragen und herangezogen.

Drehen wir das Bild im Sinne dieser Schwester einmal auf das, was Leben heißen könnte, dann begänne alles damit, sich selber ein Stückchen mehr zu vertrauen. Und der Grund dafür wäre ein Gegenüber, das uns sagt: „Ich möchte aber nur hören, was wirklich stimmt, wenn du es sagst. Was ist *deine* Wahrheit? Wir wollen gemeinsam herausfinden, wer du selber bist gegenüber all den Verfälschungen. Du musst nach ihnen hören, auf dich. Was sind deine Träume zum Beispiel?“ Auch sie werden verfälscht sein, eine Sprache ungefähr so wie 1944 die französische Resistance für vielleicht zwei Minuten nachts um 3 Uhr in einer verschlüsselten codierten Sprache auf einem Kurzwellensender - so redete man miteinander.

So der Traum einer Nacht. Er enthält einen Code, gewissermaßen nur für Eingeweihte verständlich. Er ist außerordentlich komprimiert; man hat überhaupt nicht Zeit, den Gedanken zu entwickeln. Und jemand, der das Bruchstück auffängt am anderen Morgen, muss versuchen, sich in diese völlig fremde Welt hinein zu versetzen. Begreift er, was da gesagt wurde? Vernimmt er, dass eine bestimmte Brücke, ein Traversemast etwa, gesprengt werden soll, um die Nazis zu schädigen? Es ist ein Kriegsauftrag, eine innere Auseinandersetzung, die alles ändern wird. Am Tage wird ganz Frankreich französisch reden, aber im Grunde deutsch. Alles, was die Zeitungen schreiben, ist im Grunde deutsch in französischer Sprache, denn die Zielangaben sind deutsch. Alle Züge fahren im Grunde nach Berlin, nicht nach Paris, alles ist entfremdet, alles getarnt, alles kooperativ verfälscht. Und dahinter gibt es eine schwache Stimme, die doch leben möchte, selbstbestimmt, souverän und frei. Es ist nicht anders möglich, als zu sagen, dass in einer Welt der Gnadenlosigkeit, der Seelenlosigkeit,



der Beginn von Gnade, Zugewandtheit, Barmherzigkeit - lauter abgestandene christliche Begriffe - in sich selber revolutionär ist, auf dem Boden jedes einzelnen, und dann im Ganzen.

In den Augen Jesu ist vor allem der Prüfstein dafür, wie wir umgehen mit Gescheiterten, Gestrandeten, schuldig Gewordenen. Es gibt vielleicht keinen Dichter, der die christliche Botschaft so tief begriffen und ins Wort gesetzt hat, wie der Russe Fjodor Michajlowitsch Dostojewskij um 1875 im zaristischen Petersburg. Er schildert das Schlimmste, was unter Menschen geschehen kann: Jemand wird zum Mörder: Rodion Raskolnikow. *Schuld und Sühne*, wie Bergengruen es übersetzt hat. Dieser junge Mann hat ganz und gar moderne Ideen. Sie könnten aus der Feder Nietzsches stammen, wenn Dostojewskij ihn gekannt hätte.

Rodion leidet darunter, ein Arme-Leute-Kind zu sein. Er soll Jurist werden, aber schon der Begriff der Gerechtigkeit könnte ihn wütend machen, wenn er sieht, wie seine eigene Schwester Dunja verschachert werden soll, nur damit das Geld aufgebracht wird für sein Studium. Er fühlt sich geschändet und geekelt, wenn die Ehe nichts weiter ist, als ein legalisiertes Bordell zum Geschäftssinn, und das ganz normal empfunden wird. Ja, was wird denn dann aus Menschen? Um 1875 feiert man sogar in Russland immer noch Napoléon Bonaparte als eine europaweite Größe. Tolstoj - wenig später - wird ihn einen Massenmörder nennen. Aber alle Straßen in der Grande Nation führen zum Herzen von Paris und dahin, zum Arc de Triomphe, wo angeschlagen sind die Großtaten Napoléons auf den Schlachtfeldern. „Ein solcher Mann“, wird Rodion Raskolnikow wie zu seinem Vorbild sagen, „wird eine ganze Armee zum Teufel gehen lassen, und immer noch sein Champagnerglas erheben und einen Toast ausbringen.“ Diese Leute sind fähig über hunderttausende von Toten hinwegzugehen, nur zum Triumph ihres Ruhmes. Und alle Welt wird wunderbar davor stehen. Es werden die Großen der Geschichte sein. Schon den Schulkindern wird man sie beispielhaft erzählen - dieser Mut zu großen Schlachten und Taten.

Wenn das das Große ist: Wie lernt man dann, skrupellos zu werden? Wie behält man

seine Nerven? Rodion Raskolnikow hat gleich zwei Ideen. Er muss als erstes sich verproviantieren, er muss an Geld kommen, und er muss lernen, dass man tötet, ohne dass die Hände zittern. Es ist der Ausweis, das Entre Billet in das Walhall der Großen im Raum der Geschichte. Also wird er die Pfandleiherin Aljona mit der Axt erschlagen, und weil sie gerade dabei ist, tötet er auch ihre Schwester. Aber noch ehe Raskolnikow das tut, in seinen Genieträumen, wie ein wahnsinnig Gewordener auf einem hohen Turm stehend und im Schwindel abstürzend, sieht er des Nachts vor sich einen Traum. Er muss, ehe er dies tut, seine eigene Seele töten, sich selber als Kind; muss er alles vernichten, was er fühlen würde: An der Hand seines Vaters geht er über eine Straße und erlebt, wie eine braune Stute vor einem völlig überladenen Wagen auf dem vereisten Pflaster zusammenbricht und der Kutscher mit einer Eisenstange auf sie einschlägt. Der kleine Rodion, entsetzt, fleht seinen Vater an: „Sie schlagen das Pferdchen, sie schlagen das Pferdchen!“ Aber es gibt keine Hilfe.

Dieser Alptraum erklärt, was Rodion am nächsten Tage tun wird. Von alldem erfährt die Dirne Sonja, die man mit siebzehn auf die Straße schickte, um für ihren alkoholkranken Vater die nötigen Kopeken mit ihrer Schande zu verdienen, um damit ihre Halbgeschwister zu ernähren. Sie ist das rechte Gegenüber, eine Verlorene auch sie. In den Augen von Raskolnikow hat sie im Grunde nur drei Möglichkeiten: Entweder sie wird wirklich eine Dirne und ihre Seele ganz verlieren oder sie wird sich selber abschaffen und ermorden, weil das Leben unerträglich ist, oder aber sie wird einfach wahnsinnig werden. Tatsächlich wird Sonja nichts von diesen drei Dingen tun. In ihr lebt ein Geheimnis, das sich darstellt im 11. Kapitel des Johannes-Evangeliums, in der Geschichte von der Auferweckung des Lazarus, als Jesus seinen Freund, der drei Tage schon in der Grabkammer liegt und dessen Körper verwest, entgegen ruft: „Komm heraus!“ „Was gibt dir denn dein Gott?“, fragt Rodion spöttisch, und sie antwortet: „Alles gibt er mir.“ Als sie schließlich davon hört, dass er der Täter ist, über den die Gazetten reden, umarmt sie ihn und drückt ihn an sich mit den Worten: „Rodia, was musst du gelitten haben?“ Es ist der Anfang davon, dass sich die Seele des Mörders langsam



FROMM-Online

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.

Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

wieder findet, aus ihrer Erkaltung löst, und die Alpträume nun in anderer Form zurückkehren. Sie werden beide nach Sibirien gehen, und Rodia wird träumen von einem Heer von Heuschrecken, das über ihn her kommt. Die ganze Verwüstung seines Seelenzustands wird ihm jetzt spürbar, eine unheimliche Form der Psychotherapie, katalysiert einzig durch die persönliche Nähe *eines* Menschen, der nicht aufhört, an ihn zu glauben.

Wenn Sie wissen möchten, was Mystik im Sinne Jesu ist, ist es dieses Bemühen: nicht aufzuhören an einen Menschen zu glauben in der Überzeugung, dass er ein Geschöpf Gottes ist und dass mit dem Blick auf Gott es keinen Verlorenen geben darf. Alles, was dann beginnt, ist ein Suchen und Zurückgraben nach dem ursprünglich Gemeinten, nach dem verschütteten Kunstwerk, das in unserer Seele leben möchte. Eine Akzeption ohne Bedingungen und Voraussetzung. Übersetzen Sie so das Theologenwort „Gnade“, haben Sie alles, was nötig wäre.

Vielleicht, dass ich Sie noch ein bisschen davon überzeugen muss und müsste, dass es für uns alle die passende Botschaft sei. Noch mag es Ihnen ja so erscheinen, als wäre das, wovon wir reden, notwendig als Therapie, schon wohl eben, wie der Name auch sagt, für die Kranken, für die Psychotiker, für die Neurotiker, für die irgendwie Verdrehten, seelisch nicht zurande Gekommenen, Missratenen, von mir aus auch durch Schicksalsumstand, nicht durch eigene Schuld Gescheiterten, schon wohl, nicht aber doch für uns, die wir das Glück hatten, geradeaus zu leben. War es nicht der Vorwurf überhaupt schon an die Psychoanalyse, dass sie das Krankhafte zum Ausgangspunkt der Erklärung der Anthropologie im Ganzen nähme, gewissermaßen die ganze Gesellschaft offenbar in ein Spital verwandeln möchte? Nietzsche schon um 1870 hat so etwas geschrieben: Das ganze Christentum, die Gesellschaft als Krankenhaus - das sei das Endergebnis dieser Botschaft.

Aber wie nun, es wäre ganz an dem? Das Christentum schaute sich um und sähe überall nur Bedürftige der Gnade, außerstande selber irgendwas zu tun? Dann müssten wir es nur ins ganz Einfache reden. Beginnen wir mit der Physis, die noch, so möchte ich doch für uns wün-

schen, einigermaßen funktionsfähig ist. Wir leiden nicht an dauerhaften Schmerzen, wir sind nicht ersichtlich in ständiger Krankheit. Noch geht es uns relativ gut, und darauf sind wir auch entsprechend stolz. Noch tragen wir etwas durch unsere Leistung bei zur Sicherung des Industriestandortes Deutschland. Wir sind zu etwas nutze, und das befriedigt uns.

Nähmen wir an, das wäre so. Es ist nicht jedem klar, dass dieser sein Zustand, der so löblich ist und so wünschenswert, um die Ecke höchsten Gefahren ausgesetzt sein kann, und dass er nicht im mindesten Einfluss darauf hat, wie es ihm wird. Schon durch die Tür hinaus, noch auf dem Stuhle sitzend, mag irgendetwas sich ereignen, und alles verändert sich. Ein kleiner Bandscheibenvorfall, um mit dem simpelsten zu beginnen, wird Ihre Euphorie augenblicklich aufs Empfindlichste trüben. Aber, gesetzt ein Schlaganfall, gesetzt eine Herzrhythmusstörung, gesetzt die Entdeckung plötzlich, dass etwas beginnen könnte, das unter Krebsverdacht steht, und alles wird sich ändern.

Mit einem Mal ist Ihr Stolz dahin, die Einbildung auf Ihre Leistungsstärke erweist sich als die Illusion, die sie im Grunde immer war. Kurz, wir hätten Grund aus den Erfahrungen, von denen wir gerade reden, in einem politisch virulenten Bereich Folgerungen zu ziehen. Bis vor kurzem war noch dies eigentlich eine staatstragende Philosophie, solidarisch sein zu sollen. Wofür zahlen wir die Krankenkassen, zum Beispiel? Eben aus Solidarität. Um das zu verdeutlichen: Vor einer Weile schimpfte eine Frau, sehr verständlich, Mitte der Fünfzig. Sie hatte zum ersten Mal einen Kurantrag gestellt, und der war abgelehnt worden. „Immer habe ich bezahlt, und nun das Ergebnis.“ Ich versuchte, sie damit zu trösten, dass, wenn sie jetzt Mitte der Fünfzig den ersten Antrag auf eine Kur stellt, sie das beste Zeugnis von ihrem Gesundheitszustand ablegte, das möglich sei. Die ganze Zeit hat sie die Krankenkasse nie ernstlich gebraucht. Was Besseres wäre ihr zu wünschen? „Ja, aber wofür habe ich dann gezahlt?“ „Nun eben dafür, dass es Ihnen genauso gehen könnte, wie all denen, für die sie gezahlt haben.“

Angesichts von Krankheit stehen wir alle in der gleichen Situation. Sie ist eine drohende Möglichkeit, die jeden betrifft. Eine Möglichkeit,



FROMM-Online

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.

Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

die drohend vor der Haustür eines jeden steht, kann uns noch egoistischer machen, als wir sowieso sind. Jeder sorgt für sich. Es könnte aber auch die Weisheit daraus hervorgehen: Also müssen wir zusammenstehen! Eben gegen diese Möglichkeit. Der eine, der krank ist, verdient die Solidarität dessen, der es noch nicht ist, aber jederzeit genau wie er werden könnte. Weil wir alle vor dem gleichen Schicksal stehen, können wir nur zusammenstehen. Dies war einmal die Folge in unserem Gesundheitswesen. Dass sich das ändert, ist geradezu eine dramatische philosophische Neubekehrung im Kapitalismus, im wachsenden seelenlosen Raum des Egoismus. Und es ist sehr unweise.

Nehmen wir ein anderes Beispiel. Kehren wir zurück zum Bereich des Moralischen. Was ist es, wenn wir schuldig werden? Es genügt, Sie fahren heute Abend nach Hause. Die Sonne aber steht tief. Sie übersehen die nächste Ampelschaltung, und was jetzt passiert auf der Kreuzung, hängt ganz und gar ab von den Umständen, nicht mehr von Ihnen. Es kann sein, dass es mörderisch ausgeht. Es kann sein, dass Sie für den Rest Ihres Lebens auf das Schwerste schuldig sind. Sie können sich noch gerade sagen: „Ich wollte das doch aber nicht. *Ich* wollte es nicht. Ich bin moralisch doch nicht dafür verantwortlich.“ Als allererstes sind Sie dafür haftbar, und auch moralisch kommen Sie so schnell nicht aus dem Schlingengewächs der inneren Vorwürfe. Jedem von uns könnte das passieren. Ich behauptete, dass hier im Raume niemand ist, der 100.000 km schon im Auto gefahren ist, und nicht Glück gehabt hat, wenn er nicht in einen Unfall von ähnlicher Art verwickelt worden ist. Er hat einfach Glück gehabt.

Sie können sagen: „Aber eben war doch bei Rodion Raskolnikow die Rede vom Verbrechen. Das passiert uns nicht.“ Sind wir uns dessen so sicher? Dieser Tage las ich erstaunliche Sätze - ganze drei Seiten aus der Feder von Carl Gustav Jung, aus den dreißiger Jahren. Ungefähr zeitparallel zu den Gedanken, die Erich Fromm sich damals machte über den „Staat als Erzieher“, - schon ein verrückter Titel. Er wollte sagen: „Das haben wir gerade nötig, dass wir mit dem Baculus des strafenden Vaters in Gestalt der Staatsmacht gebessert werden sollten. Carl Gustav Jung wies einfach darauf hin, dass er so oft er-

lebt hat, dass Menschen Minuten, bevor sie ein Verbrechen begingen, nicht wussten, dass sie es tun würden. Das Paradoxe ist, dass mitten im Verbrechen Impulse stecken, die vollkommen anders sind, als wir „eigentlich“ sind.

Vor einer Weile erzählte mir eine Frau, wie es kam, dass sie jetzt Angst hat vor ihrem Mann. Es fing ganz harmlos an: Sie hatte Kopfschmerzen, sie hatte sich hingelegt, sie hatte ihn gebeten, er solle ihr eine Tasse Tee ihr ans Bett bringen. Der Mann aber lässt sich nicht gerne befehlen. Er leidet selber unter den Dauerkommandos seiner Mutter. Also zögerte er erstmal. Er war nicht unwillig, auch Tee zu kochen und ans Bett zu bringen, aber nicht auf Befehl, nicht sofort, nicht so dringend. Er ist kein kleiner Junge mehr, sondern er entscheidet selber, was er macht. Also dauerte das Ganze. Es klapperte in der Küche, aber es wurde nicht. Die Frau schließlich wurde unwillig und schrie dann etwas, das ich wörtlich so nicht ganz zitieren mag.

Daraufhin kam der Mann ohne den Tee und fing an, sie zu würgen. Das war für die Frau so schlimm. Sie hatte ihn derart nötig, und jetzt diese Handlung. Man konnte ihr nur sagen: „Es ist nicht anders erklärbar, als dass der Mann, vor dem Sie solche Angst haben, eigentlich Sie sehr lieb hat. Ich behaupte, Sie sind soviel wie seine Mutter, nur viel besser für ihn. Er hat in Ihnen das Gegenteil seiner Mutter gesucht, und wenn Sie ihm so etwas sagen, ist das für ihn wie ein tödlicher Stoß in sein Herz; das trifft ihn wirklich, es raubt ihm alles, wovon er lebt, nämlich das Bild von Ihnen. Natürlich ist es nicht richtig, dass er Sie würgt. Natürlich muss er sich tausendmal dafür entschuldigen. Natürlich muss er lernen, besser sich in den Griff zu kriegen, statt Ihren Hals, aber was er sagen wollte, war im Grunde nur: ‚Hör auf, solche Worte zu reden.‘ Und das ist, wenn wir beide miteinander sprechen, tatsächlich auch das Ziel. Auch Sie müssen sich dafür entschuldigen. Man kann Menschen umbringen mit einem einzigen Wort.“ Da hängen zwei Menschen in Liebe zusammen. Aber sie verwechseln sich, mit ihrem Vater, mit ihrer Mutter. Sie übertragen Gefühle aus ganz anderem Kontext, und plötzlich explodiert *eine* Enttäuschung an einer Stelle, die sehr dicht geprägt war von Erwartung, Hilfsbedürftigkeit, Gemein-



FROMM-Online

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.

Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

samkeit. Und das genügt.

Wir könnten in dieser Art der Psychologie endlos fortfahren. Es käme dahin, dass wir alle gemeinsam sind in der Bedürftigkeit einer Begegnung mit dem unbedingten Willen des Verstehens, der Bereitschaft der Begleitung. Wie es im Neuen Testament in der Bergpredigt einmal heißt: „Wenn jemand dich nötigt, *eine* Meile Wegs mit ihm zu gehen, geh mit ihm *zwei*.“ Es wäre der Versuch, in der Seele eines anderen ein Kunstwerk wieder zu gewinnen, das so entstellt erscheinen mag, wie eine Statue, die vor Jahrtausenden versunken ist auf den Boden des Mittelmeeres vor den Küsten Griechenlands, und alle Überwucherungen mit Tang und Muschelkalk langsam wegzufräsen, in der Ahnung der Wohlgestalt, die einmal das Abbild einer Göttin war - eine kreative Poesie der Existenz, eine Mystik der Sensibilität, eine Verschmelzung der Herzen in der Liebe, eine Bereitschaft zu vergeben ohne Grenzen.

Alles das kennen Sie. Wohl wird man es Ihnen in der Radikalität, schonend, wie die kirchliche Verkündigung zu sein pflegt, nie wirklich beigebracht haben. Aber Matthäus 6, da lehrt Jesus seine Schüler, also uns, mit Gott zu reden. Ich übersetze nur ein wenig frei, was Sie so oft schon auf den Lippen trugen: „Lieber Vater, himmlischer, Du, alles musst Du uns vergeben (weil wir sonst nicht leben könnten); und jetzt versprechen wir Dir hiermit, in alle Zukunft allen alles zu vergeben.“ Das ist der Sinn des ganzen Vaterunsers und der Kern der ganzen Botschaft Jesu. Es ist Ihnen deutlich, dass diese Art einer auf Gnade konzentrierten Innerlichkeit eine gesellschaftliche Revolution in jedem Betracht mit sich bringt. Nicht nur im Strafrecht, nicht nur in der Juristerei, nicht nur in der Moralauffassung, nicht nur in der Pädagogik, nicht nur in der Psychiatrie. Wo eigentlich nicht?

Nehmen wir noch ganz schnell einen simplen Anwendungsfall, ehe wir in weitere Ausformungen des Gesagten kommen. Vor einer Weile hatte ich eine Diskussion mit einem Rechnungsprüfer bei der EU in Brüssel, einem wirklichen Finanzexperten; der, wie in politischen Diskussionen üblich, verfügte über Briefings und las also vor, was man ihm mitgegeben hatte: Wenn Jesus sagt: „Vergib uns unsere Schuld“, hat er nicht

gesagt: „Und vergib uns unsere Schulden“ - und das übersieht Drewermann. „Also“, sagte ich, „pardon Monsieur, in dieser Sache kenne ich mich aus. Es ist für Jesus ein und dasselbe, von Schuld und von Schulden zu reden. Sie haben vollkommen Recht zu mutmaßen, ich wollte diesen Gedanken der Vergebung unbedingt zur Kapitalismuskritik und mithin zur Zündschnur bei der Explosion unseres ganzen Gesellschaftssystems nutzen. Nichts weniger indessen hat Jesus gemeint, als dass wir mit dem in Schulden Geratenen genauso umgehen: vergebend!“ Der Jude Jesus hatte nicht nötig, gegen den Zins zu polemisieren, wie zum Beispiel die Zeitung *Humanwirtschaft* und die Schüler von Silvio Gesell zugunsten einer zinslosen Form des Geldverkehrs. Sehr vieles Richtige ist daran. Jesus hatte simpel damit zu tun, dass man Geld verleiht im Sinne, Geschäfte zu machen mit dem Geld des andern.

Es ist ungefähr das, was man eine Sünde gegen das neunte und zehnte Gebot nennen müsste. Auch das werden Sie so kaum richtig gelernt haben. „Du sollst nicht begehren deines nächsten Weib, noch Ochs und Esel, noch all, was sein ist“, steht da. Schon, dass man Weib und Ochs und Esel auf die gleiche Stufe bringt, klingt uns übel, sehr patriarchalisch, aber, dass es gerichtet sei gegen den Kapitalismus hat uns wahrscheinlich noch niemand erklärt. Genau das aber ist es. Es geht bei: „Du sollst nicht begehren“ nicht darum: „Du sollst nicht wollüstig hinterdrein schauen, weil die Frau deines Nachbarn sich so schön angezogen hat.“ Es geht darum, die feindliche Übernahme des Wirtschaftsunternehmens zu verhindern, das dein Nachbar in Szene gesetzt hat. Man hatte damals eine Schuldgemeinschaft natürlich des Mannes mit seiner ganzen Familie, mit seinem ganzen Eigentum, mit allem, was er hatte. Das, was wir ganz normal als Raids heute betrachten: Wie ruiniert man die Firma, wie kauft man sie auf, bloß um sie weiter zu verkaufen. Wie viele Arbeitslose dabei: „So what?“ Dass wir die Schuld des andern nützen, um selber reich zu werden, ist die Bedingung des Kapitalismus. Freie Marktwirtschaft bedeutet die Freiheit, genau darin erfolgreich zu sein. Eine andere Freiheit hat das überhaupt nicht, als genau darin, wie man am Ruin des anderen selbst größer wird. Wie groß muss der Leichenhaufen sein, damit man selber das Podest betritt für den



eigenen Triumph - Napoléon als Wirtschaftsinaugurator.

Dagegen war das neunte und zehnte Gebot! In dem, was Jesus sagt, haben Sie denselben Appell, zumindest in der Interpretation des Lukas im sechsten Kapitel: „Wenn du Leute einlädst“, lässt er da seinen Meister sagen, „dann nicht diejenigen, die dich wieder einladen werden; dann bist du ja quitt. Wenn es bei Gott etwas bedeu- ten soll, lade diejenigen ein, die dich ganz be- stimmt nicht wieder einladen werden, weil sie es gar nicht können; denen tust du etwas Schönes.“ Und genauso jetzt mit Geld. Wir müssten sagen: Wenn du schon zuviel Geld hast, so dass du es verleihen kannst, dann spekuliere nicht darauf, wie du es wiederbekommst, mit Gewinn wo- möglich es retournierst, sondern gib es dem, der es ganz bestimmt nicht wieder zurückgeben wird. Das ist das ärmste Schwein, und das braucht deinen Überfluss an allererster Stelle. Geld als Mittel zur Solidarität. Wir hätten nur diese Alternative: Entweder wir machen uns Freunde mit dem ungerechten Mammon – jesu- anisch geredet -, oder wir schaffen uns eine Welt in Dauerkonkurrenz von Feinden, aufs Mörderische. Eins von beidem gibt es nur. Entweder wir teilen gemeinsam, oder wir kämpfen – alle gegen alle. Dazwischen ist keine sinnvolle Synthese möglich. Es gibt keinen gemäßigten sozialisierten Kapitalismus, es gibt nur das Raubtier. Oder es gibt etwas ganz anderes. Dann müssten wir die kleine Mystik des Erbarmens übersetzen in jede Position der gesellschaftlichen Praxis. Und es hät- te überhaupt kein Ende.

Sie verstehen, warum Jesus ganze zwei Jahre brauchte, um damit so anzuecken, dass man ihn totschlug wie einen räudigen Hund und schlim- mer. Er war gesellschaftsgefährlich mit dieser sei- ner Mystik. Man hat daraus gemacht, dass er ein revolutionärer Dilettant war. Er hätte geputscht, und das wäre schief gegangen. So aaber kann es nicht gewesen sein. Es ging um eine religiöse Mystik im Blick auf den Menschen, die, weil sie mystisch war, brandgefährlich war für alle Machthaber. Niemand mehr hat etwas zu sagen gegenüber einem Menschen, der weiß, wer er selber ist. Und das Desiderat einer gelebten Menschlichkeit, konfrontiert mit dieser Inhumani- tät, die ganz normal ist in der menschlichen Geschichte, ist ein Konflikt wie zwischen Früh-

ling und Winter, wie zwischen Tauwetter und Frost. Es ist das Ende von allem, und der Neu- beginn von etwas. Nur, wir müssen uns ent- scheiden!

Es liegt da drin noch zweierlei, das ich aus Zeit- gründen sehr knapp abhandeln werde. Wir können diskutieren, wenn wir vom Christentum reden, wie es sich denn verhält zu anderen Reli- gionen, zum Judentum, zum Islam, zum Budd- hismus. Ist nicht der Glaube an Gott überhaupt etwas Relatives, schon weil es kulturell eine gan- ze Reihe verschiedener Traditionen über das Göttliche gibt? Wenn wir Religion so interpretie- ren, wie wir es gerade getan haben, hat das Christentum etwas Spezifisches zu sagen, das in gleicher Weise in anderen Religionen sich nicht ausdrückt. Aber das Christentum hat nichts zu sagen, außer einer Vertiefung der Menschlich- keit.

Dieser Tage hörte ich Frau Merkel in Augs- burg bei einem Parteikongress sagen, dass unsere Kultur natürlich nicht endet an den Grenzen des Abendlandes und dass wir sie durchsetzen müs- sen im Kulturkampf und Vergleich mit anderen. Zum ersten Mal geschah es, dass ich hörte, dass Kultur ein Kampfbegriff ist zur Durchsetzung. Bisher dachte ich, das gilt nur von Wirtschafts- firmen, von EON und anderen, von Autofirmen. Jetzt aber: Kultur als Kampfbegriff. Religion als Kampfbegriff hatten wir früher. Nun drehen wir es aus dem Mittelalter offenbar ins Atomzeitalter unter den gleichen Attitüden. Wie jedoch wäre es, wir würden genau dies, was spezifisch ist am Christentum, nicht zur Absonderung und zur Rechthaberei nehmen, zur erneuten Form von Ausgrenzung, sondern eben, wie angedeutet, zur Einladung aller in derselben Gewissheit.

Als Martin Luther in Eisleben starb, schrieb er als Letztes noch im Kommentar zu einer Dich- terstelle des antiken Roms: „Wir sind Bettler. Das ist wahr.“ Von einem Bettler können wir nicht anders sagen, als dass seine Bedürftigkeit einen Aufruf stellt, der nach Befriedigung drängt. Am besten gleich jetzt. Aber er hat keinen Rechtstitel darauf. Sie können an ihm an den Weihnachtstagen vorüber gehen, während er sich die Glieder blau friert am Straßenrand, ohne dass er eine Möglichkeit besäße, die Polizei zu rufen wegen unterlassener Hilfeleistung. Sie ha-



FROMM-Online

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.

Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

ben Wichtigeres zu tun. Sie haben eine Familie, Sie sind gerade glücklich im Einkaufsrausch, gerade, wo die Mehrwertsteuer im nächsten Jahr schon... - müssen Sie jetzt. Aber wie, wenn dieser Mann Ihnen zu verstehen gibt am Straßenrand, dass er nur leben kann, von heute auf morgen, wenn ein paar Hände sich öffnen, weil ein paar Augen und Herzen sich geöffnet haben für ihn. Das ist sein Leben: Kein Rechtsanspruch, kein Titel, keine verbrieft Forderung, keine Klagemöglichkeit. Nur eine Hoffnung. In dieser Weise erscheinen wir in den Augen Jesu, ein jeder von uns, vor Gott und voreinander, wenn wir ehrlich sind. Alles andere lügt uns etwas in die Tasche, was wir nicht besitzen.

Und wenn es jedem so geht? Jeder ist genauso heimgesucht von Krankheit, Alter und Tod. Da sind wir bei lauter Evidenzen, die schon dem Buddha wurden, sind wir bei etwas, das wir den Hindus ohne Zweifel nahe legen könnten, den Muslimen genauso. Nehmen Sie nur die Erste Sure im Koran: „Im Namen Allahs, des Allbarmherzigen.“ Welch ein Gespür dafür, unter einem riesengroßen Himmel, in der Winzigkeit eines menschlichen Daseins, vollkommen abhängig zu sein von einer Güte, die doch zu uns steht. Wie man lernt, Gott zu lieben ohne Erwartungen.

Nehmen Sie die kleine Geschichte einer Frau in Basrah im achten Jahrhundert, Rabijah mit Namen. Sie geht eines Tages durch die Straßen und trägt in der einen Hand einen Eimer mit Wasser, in der anderen einen Eimer mit Sand. Und als man sie fragt, was sie tun will, wozu das gut sei, gibt sie zur Antwort, sie wolle das Wasser in die Hölle gießen und den Sand in den Himmel werfen. Rabijah wollte, dass man aufhört, Gott zu lieben nur in egoistischen Erwartungen, und damit die Moral am Ende metaphysisch ins Unendliche setzt, des gerechten Richters über Gut und Böse. Rabijah wollte, dass man Gott liebt und darin soviel Glück erfährt, dass es wie im Himmel auf Erden sei. Das ist Islam! Im Abstand jetzt von 1200, 1300 Jahren: Ein Reformangebot an ein dogmatisch verfestigtes Christentum. Und dann schauen Sie sich an im Übrigen, wie wir gerade belieben, darüber zu urteilen.

Sagen wir es ganz einfach: Die Religion, so verstanden, ist eine Einige, oder überhaupt

nicht. Jeder, der von Gott redet, weiß, dass das Göttliche nicht der Privatbesitz des Vatikans sein kann, oder etwas, das sich an der Klagemauer in Jerusalem verhockt, oder an der Kaaba in Mekka, das als Lokalgötze verehrt werden könnte oder als hegelianischer Volksgeist im Schwange wäre. Jeder Gott, der einen anderen ausschließt, ist schon dadurch die Widerlegung seiner selbst. Aber ein Gott, der aufatmen lässt in Freiheit, entspräche ganz und gar einem Gott der Aufklärung. Ich weiß es aus Zeitgründen nicht besser, als sinngemäß zu zitieren, was Sie bei Lessing lesen können in *Nathan der Weise*. Da wundert sich der Tempelritter, dass ihn ein Jude so gut begreift: „Ich sehe, Nathan, dass ihr wisst, wie Tempelritter denken sollten.“ „Wie? Denken sollten? Und Tempelritter nur? Ich weiß, wie gute Menschen denken, und weiß, dass überall die Erde gute Menschen trägt.“ - „Und kennst du, Nathan, auch das Volk, das als das erste sich als Auserwähltes hat bezeichnet und mit der Menschen Mäkelei begonnen?“ - „Da bist du ganz mein Freund. Was ist denn Volk? Bist du, bin ich ein Volk? Sind Juden oder Christen *erst* Juden oder Christen, und dann Menschen? Wohl mir, dass ich in dir noch einen weiteren gefunden, dem es genügt, ein Mensch zu sein.“ Das wär’ der ganze Inhalt jeder Religion. Sie sei ein Ring, der ununterscheidbar ist gegenüber jedem anderen und einzig spürbar an der Kraft, die er verleiht, vor Gott und Menschen angenehm zu machen. Nur an dieser Stelle müssten wir nach dem Gesagten Lessing in seinem Optimismus über den Menschen korrigieren, vertiefen, ergänzen: Das Gutsein des Menschen braucht eine Güte, sagten wir, die er von Grund auf als Basis seiner Existenz spüren können muss. Er braucht eine Erlösung, um zu sich selber zu finden. Diese Dramaturgie könnte leicht übergangen werden, wollten wir zu frohgemut vor Gott und Menschen angenehm sein wollen. Wir brauchen eine Revolution, eine Änderung in allem, eine Kurskorrektur der gesamten menschlichen Geschichte, eine Wandlung des alten Menschen in den neuen Menschen, paulinisch gesprochen.

Wir bräuchten die Religion, nachdem sie eben noch der psychischen Integration diene, jetzt als eine Klammer der internationalen Kommunikation und interkulturellen Integration. Ich hoffe,



der Gedanke ist so evident, dass ich ihn gar nicht weiter ausführen muss, und verlasse ihn zu etwas drittem, an welchem die abendländische Form von Mystik und Frömmigkeit unbedingt sich öffnen müsste zu etwas, das man von den Naturreligionen, in gewissem Sinne auch vom Buddhismus, von den indischen Religionen dringlich lernen sollte: die Integration der Schöpfung, eine oiko-logische Integration. Denn ich glaube nicht, dass man dem Leben liebend sich zuwenden kann, ohne es zu umarmen in all unseren Mitgeschöpfen.

Neurologen in unseren Tagen versuchen, menschlichen Gefühlen auf die Spur zu kommen, indem sie die Gehirne vor allem von Ratten, Kaninchen, Katzen darauf untersuchen, wie die Stressachse funktioniert, was Angst bedeutet, was Verzweiflung ist, was Einsamkeit mit den Tieren macht; all das lässt sich in den Köpfen höherer Säugetiere 1:1 erforschen. Medikamente lassen sich daraus ableiten, die dann in Gebrauch kommen im Umgang mit menschlichen Neurosen, Angstzuständen, Panikreaktionen, Depressionen, Schizophrenien, so hofft man. Wenn aber feststeht, dass Tiere genau analog zu uns selber fühlen können, wieso brauchen wir dann keine Ethik, die uns fürsam macht im Umgang mit Ihnen? Wenn sich zeigt, dass es dieselben Loci im Gehirn eines Säugetieres sind, die Schmerz und Angst und Glück und Wonne codieren, wieso brauchen wir dann keine Ethik im Umgang mit Ihnen, die analog ist zu der Art, wie wir den Umgang des Menschen mit Menschen festlegen?

Konrad Lorenz konnte einmal sagen in einer seiner Wiener Vorlesungen: „Wenn ein Mensch beim Betrachten seines eigenen Hundes nicht von selbst auf die Idee kommt, dass dieses Tier zu Gefühlen fähig ist, analog wie er selber, leidet er erkennbar unter Wahrnehmungsstörungen in solchem Umfang, dass er schon deswegen für gemeingefährlich eingestuft und hinter Schloss und Riegel gebracht gehört.“ Sehr wahr! Konrad Lorenz konnte auch etwas sagen, das Grzimek an den Primatenkäfig des Zoos in Frankfurt schreiben ließ: „Das missing link zwischen Affe und Mensch sind wir selber!“

Wir ahnen in etwa, wer wir sein könnten nach allem, was gerade gesagt wurde, aber wie meilenweit sind wir davon entfernt? Wir müssten uns nicht entfernen von den Tieren, um zu

uns selber zu kommen. Wir müssten nur, was Mitleid oder Güte oder Gnade hieß, im schopenhauerschen Sinne verunendlich über die ganze Schöpfung. Es ist nicht möglich, gut zu sein zu Menschen, wenn man grausam ist zu Tieren, meinte Schopenhauer. Er fügte noch hinzu: „In dieser Welt leben die Tiere in der Hölle, und ihre Teufel sind die Menschen.“ Das ist jetzt hundertsechzig Jahre her, dass jemand sich in Deutschland fragte, wie man ruhig schlafen kann, wenn im eigenen Labor Tiere gequält werden. Man kann es wunderbar. Lieber Arthur Schopenhauer: Man bringt es ganzen Generationen von Studenten bei. Geschweige erst, wenn sie in Amt und Würden sind. Haben wir eine Lobby von Veterinärmedizinern, die wie ein Mann aufstehen und sagen: „Wir haben nicht auf Steuergeldern sechs Jahre lang studiert, wie Tiere sich verhalten und fühlen, bloß dass wir jetzt die Lobby der Pharmaindustrie oder der Massentierhaltung werden“? Nichts dergleichen sehen wir. Eine Lobby der Mediziner allenfalls bei ihren Gehaltskürzungen. Da plötzlich werden sie solidarisch, aber wann mit ihren Klienten, wann mit den Tieren, für die sie ausgebildet sind? Das müssen wir erwarten.

Eines ist deutlich: Wir können das Mitleid mit den Tieren nicht einfach abschalten, und dann bei den Menschen wieder einschalten. Es sind dieselben Nerven, die Mitleid codieren, egal für wen. Es ist so ähnlich, wie wenn Sie unter einem faulenden Zahn den Nerv abtöten. Dann steht er nicht mehr zur Verfügung, und die Gefahr ist groß, dass sich darunter Fäulnis bildet und schwere Entzündungen. So aber mit uns allen. Ich glaube nicht, dass wir die Art, wie wir leben, ernstlich halten könnten, wenn wir sähen, was wir mit den Tieren machen. Ihre Qual schreit auf eine Art zum Himmel, die nicht wiederzugeben ist. Fügen wir nur hinzu, dass für jeden, der irgendwie glaubt, dass diese Welt von Gott geschaffen sei, es auf der Hand liegt zu behaupten, Gott habe 60 Mio. Jahre von der Kreidezeit bis heute benötigt, um den Amazonaswald aufzubauen; dann wird die Folgerung wohl lauten, dass es nicht in Gottes Sinne sein kann, wir benötigten just 60 Jahre, um mit Brandrodung und Kettensägen dieses Wunderwerk der Ökologie ein für allemal zu zerstören. Aber genau das tun wir: Es wird in zehn Jahren



FROMM-Online

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.

Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

die Heimat der Orang-Utans nicht mehr geben; in den Virunga-Bergen die Heimat der Gorillas nicht mehr geben, im Tai-Urwald in Westafrika die Heimat intelligenter Schimpansen nicht mehr geben. Wir rotten die Wurzeln aus, aus denen wir selber kommen. Wir finden nichts dabei – ganz normal.

Dieser Tage besuchte ich den Zoo in Zürich und las am Eingang: „Zeigen Sie ihren Kindern die Tiere, ehe sie ausgerottet sind.“ Völlig korrekt, absolut korrekt! Es ist nicht einmal zynisch. Es ist genau so, wie es da geschrieben steht. Bis auf den Umstand, dass wir in den Zoos nur noch Gefangene haben, deren normales Verhalten wir nicht einmal studieren können. Im Zoo von Zürich kommen Schimpansen nicht darauf, wie man Nüsse knackt, im Tai-Urwald in Westafrika schon. Wir machen nicht einmal die Experimente, die Tieren in ihrer Intelligenz ansprechend wären. Wir sind so verdimmt, wie unsere ganze Psychologie auch über Menschen hergeht. Der Behaviorismus ist nicht gerade kreativ, um die Möglichkeiten von Tauben oder Makaken zu erforschen. Wir bräuchten Tiere unter Freilandbedingungen, um zu merken, wer wir selber sind und wie wir wurden, was wir sind. Davon jedoch kann keine Rede sein.

Tatsächlich aber besitzt die Liebe zum Leben diese Dimension ins Unendliche. Wem nicht, was ihn anschaut mit seelenverwandten Augen, eine Aufforderung ist, es zu schützen gegen Qual und Missbrauch, der hat etwas in sich zerstören müssen oder ist gerade dabei, es zu zerstören, das ihm dringlich fehlen wird auch im Umgang mit Menschen.

Alles müsste sich ändern, unsere ganze anthropozentrische Ethik, wenn dies stimmt, wovon wir gerade reden. Wir müssten den Gedanken, dass Gott in uns eine einzige Sprache spricht - die der Güte - ausdehnen auf alles, was fähig ist, sie zu empfinden. Wir könnten auch sagen: Die Sprache, die Gott redet, ist wie der Dichter, sind die Worte einer Poesie, die sich verobjektiviert in ständigen Bildern. Die Kinder der Natur wussten dies. Man muss von den Blumen reden, von den Tieren reden, um Vergleiche für Menschliches zu bilden. Verliebte wissen das noch. Der Mann, den Sie gern haben, ist Ihnen Ihr Hirsch oder Ihr Tiger oder Ihr Adler, wenn's übel kommt manchmal auch Ihr Wanderfalke, oder

was auch immer. Und auch umgekehrt: Die Frau, die er liebt, ist natürlich sein Häschen oder Mäuschen...

Dass man mit kindlichen Worten der Zärtlichkeit im anderen Wahrnehmungen weckt, die den Menschen archaisch verbinden mit der Natur, ist Teil unserer eigenen Menschwerdung. Immer, wenn wir starke Gefühle haben, liegen uns totemistische Vergleiche nahe. Dann ist unser Nachbar, wenn wir wütend sind, der Esel, ein Ochs und derlei mehr. Es sind Teile, die in uns selber leben, so dass diejenigen Recht haben, die uns sagen, mit jeder Blume, mit jedem Tier, das wir ausrotten, sterbe einem Dichter ein Wort. Bedenken Sie, dass dieser Tag zu Ende gehen wird, und es werden wieder 150 Tier- und Pflanzenarten ausgerottet sein. Das geht so jeden Tag. Wir legen einen Querschnitt durch den Motor der ganzen Evolution. *Wir* sind das! Seit Mitte des 20. Jahrhunderts. Und immer schlimmer. Bei neun oder zehn Milliarden Menschen schon in 50, 60 Jahren werden wir es geschafft haben. Es wird das, was wir heute noch Natur nennen, nicht mehr geben. Es gibt es ja zwischen den Hochalpen und dem Wattenmeer, im Grunde überhaupt in ganz Deutschland, schon nicht mehr. Und gerade im Wattenmeer vor Scharhörn muss die Stadt Hamburg am liebsten Erdölbohrungen vornehmen oder irgendetwas Nützliches tätigen. In Nordamerika müssen sie in der Arktis und dann quer durch die Indianergebiete Erdöl bohren und verlegen, oder in den Everglades, wo Jeb Bush das Regiment führt.

Es gibt nichts Heiliges mehr, und damit könnten wir eigentlich schließen: Mystik ist die Entdeckung des Heiligen im Menschen und in der Welt. Da müsste es Asylstätten geben für die Verlorenen, sagten wir; es müsste Asylstätten geben für alles, was lebt. Es müssten Heiligtumsräume sein, die zweckfrei bleiben von jeder Nutzung. Wenn es Immanuel Kants Ethik war, ein Mensch ist niemals ein Mittel zum Zweck, sondern stets ein Zweck an sich selber, bräuchten wir dringend Schutzräume des Lebens. Die Antarktis, die Serengeti, die Ozeane, die alle müssten solche Schutzräume werden, Asylstätten, die heilig sind, einfach, weil wir dort Leben finden.

Mit zwei kurzen Bemerkungen möchte ich schließen. Mit dem 11. September, der uns die



Grundlage bietet für einen monumentalen Kreuzzug gegen das Böse, verband eine Lehrerin vor Jahren einen Satz, den sie an die Tafel des dritten Schuljahres der Grundschule schreiben ließ. Er lautete: „Liebe mich, wenn ich es am wenigsten verdiene, denn dann brauche ich es am meisten.“ Die Kinder wollten tagelang nicht, dass der Satz gelöscht werde. Sie verstanden nicht, was ihre Lehrerin ihnen für ihr ganzes Leben damit sagen wollte, aber der Satz war der Lehrerin erkennbar sehr wichtig, und die Kinder hatten sie gern. Das genügte. „Liebe mich, wenn ich es am wenigsten verdiene, denn dann brauche ich es am meisten.“

Und zum zweiten: Wenn wir sagten, die Mystik ist wie ein Schauen nach innen, wie ein Traum von Menschlichkeit, könnten wir auch sagen mit George Bernard Shaw: „Es gibt Menschen, die träumen, um besser zu schlafen; es gibt andere, die träumen, um endlich aufzuwachen. Das Erstere sind die Banausen, das Letztere die Künstler.“ Die Mystik, ist ein Traum, Sie zu verwandeln in Künstler des Daseins, in Propheten der Existenz, in Revolutionäre des Politischen, in mutige Menschen. - Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.